

AdressatInnen der Sozialen Arbeit

Hans Thiersch

Der kritische Adressatenbegriff¹

Die Frage nach AdressatInnen der Sozialen Arbeit, also nach Kindern, Heranwachsenden und Erwachsenen in Not und ihren Äußerungen und Selbstdarstellungen ist selbstverständliches Moment aller Sozialen Arbeit und ist in dieser Allgemeinheit trivial. (Die damit gestellten Fragen gelten natürlich ebenso wie für die Soziale Arbeit für die Pädagogik insgesamt, ich konzentriere mich hier auf die Soziale Arbeit.) Die Frage nach AdressatInnen aber hat in der neueren Diskussion auch einen besonderen, gleichsam kritischen Klang. Die pädagogische Interaktion steht nämlich im Zeichen der Macht der herrschenden Normalität, der Erwachsenen und der Pädagogen immer wieder in Gefahr, die Eigensinnigkeit derer zu schmälern, zu übergehen und zu unterdrücken, die auf Erziehung und Bildung, auf Förderung und Unterstützung angewiesen und deshalb der Gesellschaft und ihren Repräsentanten gegenüber in nachgeordneter Position sind. Die Frage nach den AdressatInnen steht in der Spannung

- zu der im Status der Pädagogik angelegten, strukturell asymmetrischen Kommunikation in ihrer Gefährdung zu Unterdrückung, Übervorteilung und wohlmeinend fürsorglicher Belagerung,
- zu dem in aller Pädagogik gegebenen notwendigen und doch immer wieder riskanten und problematischen Blick auf Erziehungs- und Hilfsbedarf und auf Defizite,
- zu den in aller individualisierenden pädagogischen Arbeit immer auch notwendigen und riskanten Schematisierungen und Typisierungen von Lebensverhältnissen, Konflikten und Krisen.

Die Thematisierung der Stimme der AdressatInnen insistiert auf einer Differenz zwischen Lebenserfahrungen der Kinder, Heranwachsenden und Erwachsenen auf der einen Seite und der Macht institutionell professioneller Zugänge auf der

¹ Im Folgenden habe ich Überlegungen aus der Diskussion mit Maria Bitzan und Eberhard Bolay (Bitzan et al. 2006) und von mir (Thiersch 2008) aufgenommen und weitergeführt.

anderen Seite. Sie ist als Frage der Pädagogik und Sozialen Arbeit ein Moment der kritischen Selbstzweifel, inwieweit sie ihr selbst gesetztes Ziel einlösen kann, Menschen darin zu unterstützen, Leben zu lernen und sich als Subjekt in ihren Verhältnissen zu erfahren.

Die Betonung dieser Differenz und damit der besondere Klang in der Frage nach AdressatInnen der Sozialen Arbeit ist im weiteren Kontext der Pädagogik alt und steht in dieser Tradition; so gab es immer wieder Pädagogen, die gleichsam protestativ gegen den Mainstream versucht haben, die Stimme der AdressatInnen als Stimme der Unterlegenen gegen die herrschende Macht der Normalität stark zu machen. Rousseau hat darauf insistiert, dass Kinder, so wie sie auf die Welt kommen, gut sind gegenüber einer Welt der Erwachsenen, die sie sich zurechten will. Jean Paul hat in den Kindern und ihrer Kraft der Fantasie ein Menschentum realisiert gesehen, das sich bei den durch Kompromisse und Gewohnheiten abgeschliffenen Erwachsenen verliert. Fichte hat ein Programm entworfen, wie man die ursprüngliche Selbsttätigkeit und Selbstkraft der Kinder gegen die etablierten Erwachsenen in besonderen pädagogischen Einrichtungen sichern und stärken kann. Korczak hat in den Kindern jene Neulinge in der Kultur gesehen, die sich nur mit Mühen gegen die oft als Wohllullen und Liebe kaschierte Übermacht der Erwachsenen behaupten können und verteidigen müssen. Die Pädagogik des 19. Jahrhunderts hat sich in der Abwehr des etablierten Unterrichtsbetriebs vom Kind und seinen Interessen und Möglichkeiten aus verstanden; in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat sich die antiautoritäre und antiinstitutionelle (Illich) Pädagogik gegen die Autorität und autoritäre Macht der Gesellschaft und ihrer Erwachsenen zur Wehr gesetzt. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden viele dieser kritischen Intentionen aufgenommen und in Programmen, Institutionen und professionellen Handlungsmustern proklamiert und realisiert.

Diese radikal kritische Position ist notwendig als immer neuer Einspruch gegen die in der Pädagogik strukturell angelegte Macht, die sich im Wandel der Geschichte in immer neuen Konstellationen zeigt. Sie ist aber auch verführerisch, weil sie zu einem dichotomen Denken verführt und eine Gegenüberstellung von Lebenserfahrung und professionellen Zugängen, – pointiert, von guten Lebenserfahrungen und bedrohlich professionell institutionellen Zugängen – suggeriert. Sie legt nahe zu denken, man könne die Authentizität von Lebenslagen gegenüber einer kolonialisierenden Verfremdung durch Institutionen und Professionen ausspielen. Aber die Situation ist komplizierter, unübersichtlicher, es braucht Differenzierungen. Um dies zu verdeutlichen, muss ich an einige allgemeine Rahmungen der Frage nach AdressatInnen erinnern. Wie AdressatInnen der Sozialen

Arbeit verstanden werden, ist abhängig von der jeweiligen politischen, sozialen und kulturellen Situation. Unsere heutige Frage nach AdressatInnen sozialer Arbeit, also danach, wer und in welcher Form als Adressat der Sozialen Arbeit definiert ist, kann nur im Kontext der heutigen gesellschaftlichen Situation und der heutigen Funktion der Sozialen Arbeit gesehen werden. Ich beschränke mich hier auf notwendige, aber in ihrer Kürze eigentlich unerlaubt knappe Markierungen.

Der Adressatenbegriff im Kontext des modernen Sozialstaates

In langen und verfestigten Traditionen agierte Soziale Arbeit disziplinierend und stigmatisierend an denen, die in der Gesellschaft Probleme haben, sie sah in ihren AdressatInnen vor allem Menschen, die an den gegebenen religiösen, kulturellen und vor allem wirtschaftlichen Erwartungen versagt hatten, an ihnen hat sie die besondere Härte von Normalitätserwartungen praktiziert, oft im Schleier ideologisch religiöser Verbrämung. Ungeachtet einer Frage nach der gegebenen gesellschaftlichen Ordnung und ihren Ungerechtigkeiten hat sie ihre AdressatInnen moralisierend in die gegebenen Arbeits- und Lebensordnungen genötigt, hat ihnen also keine eigene Lebensplanung und keine eigenen Rechte zugebilligt. AdressatInnen waren gleichsam Objekte der Anpassungs- und Ordnungsbestrebungen der Gesellschaft. (Die Härte dieser Definition wurde gerade wieder deutlich in den Diskussionen zu den entwürdigenden, entpersonalisierenden Regelungen der totalen Institution Heimerziehung, wie sie bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein praktiziert wurden.)

Dieses Bild spiegelt den Mainstream der Gesellschaftlichen Definitionsmacht, es unterschlägt aber ihre Widersprüchlichkeit und darin auch ihre vorwärtsdrängende emanzipatorische Dynamik. In der Gesellschaft war der Umgang mit Not und Abweichung immer schon widersprüchlich Ihre Definition steht auch im Horizont des neuzeitlichen Projekts sozialer Gerechtigkeit, das durch die Verbindung von Gerechtigkeit und Gleichheit charakterisiert ist, also Gerechtigkeit als Anspruch aller versteht, in ihrem Menschsein als gleich anerkannt zu werden. Die allmähliche, stufenweise Durchsetzung dieses Projekts bestimmt die Geschichte der Neuzeit, als Kampf gegen Leibeigenschaft und Sklaverei, gegen die traditionellen Nichtanerkennungen von Arbeitern, Frauen und Kindern, also – umgekehrt gelesen – als Kampf für die Rechte der unterprivilegierten Gruppen der Arbeiter, Kinder und Heranwachsenden, der Frauen und Behinderten und der Menschen in Not, Elend und sozialen Außenseiterpositionen. In dieser Geschichte ging es in immer neuen Ansätzen darum, im Widerstreit der ökonomischen und sozialen

Interessen einen, den Wachstumsgesetzen der Ökonomie gegenüber zwar wesenswidrigen, aber für beide Seiten tragfähigen Kompromiss zu finden (Heinemann).

Im Verlauf dieses Kampfes hat sich dann im Zug der Demokratisierung unserer Gesellschaft und der sich zunehmend artikulierenden Menschen – und Kinderrechte aus den Ansätzen des 19. Jahrhunderts heraus die Definition der AdressatInnen der Sozialen Arbeit geändert: Sie gelten, wie alle Bürger, als Menschen mit den ihnen als Menschen zu kommenden Rechten auf ein Leben in Würde, das für Kinder dann konkretisiert ist als Recht auf Erziehung und Bildung in förderlichen Verhältnissen.

Neuzeit als Geschichte des Kampfes um soziale Gerechtigkeit ist aber nicht nur durch diese Geschichte der Emanzipationen bestimmt, sondern ebenso durch die stufenweise Erweiterung des Gestaltungsraums von Gerechtigkeit. Nachdem sie zunächst als Gleichheit vor dem Gesetz und dann als Gleichheit in der Politik bestimmt worden war, geht es heute um Lebensverhältnisse, die es allen erlauben, sich als Bürger – also in Verantwortung und Freiheit – am gesellschaftlichen Leben zu beteiligen. Gerechtigkeit wird verstanden als Gestaltungsaufgabe der gesellschaftlichen, sozialen und kulturellen Verhältnisse, als gesellschaftlicher Auftrag, Verhältnisse zu schaffen, in denen Menschen befähigt werden, ihre Grundbedürfnisse zu erfüllen, so das neuerdings (vor allem auch im Zusammenhang mit den Menschen– und Kinderrechten) viel diskutierte Konzept des Capability Approach. AdressatInnen der Sozialen Arbeit sind Bürger oder – als Kinder und Heranwachsende – werdende Bürger, die einen Anspruch darauf haben, in ihren Lebensverhältnissen, also in der Strukturierung ihrer Lebensverhältnisse zur gesellschaftlichen Partizipation befähigt zu werden. Dies ist – in aller Widersprüchlichkeit, in allen Rückschritten und Widerständen der Entwicklung – das Ziel, die Vision unserer sozialstaatlich bestimmten industriekapitalistischen Gesellschaft.

Die Erfahrungen der AdressatInnen in der Lebenswelt und in der institutionellen Sozialen Arbeit

Was aber bedeutet diese allgemeine Definition im Konkreten, was bedeutet es, Adressat der Sozialen Arbeit in den heutigen Lebensverhältnissen und den heutigen Strukturen der Sozialen Arbeit zu sein? Der Status des Adressaten kann nur verstanden werden im Gegensatz und in der Ergänzung von gegebenen gesellschaftlichen Lebensmustern und lebensweltlichen Erfahrungen und von institutionell-professionell strukturierten Hilfen.

Menschen leben in unserer Gesellschaft in sehr unterschiedlichen Verhältnissen und Lebensfeldern; sie erfahren sich bestimmt durch Arbeit, Konsum und Politik, durch die gesellschaftlich vorgegebenen Strukturen von Arm und Reich, von Gender und ethnischer Zugehörigkeit, aber ebenso von kulturellen Traditionen, von Glaubensformen und sozialen Mustern. Diese repräsentieren sich in den unterschiedlichen Lebensfeldern des privaten und öffentlichen Lebens, in Familien, Freundschaften und sozialräumlichen und sozialen Netzen in Arbeitsverhältnissen und öffentlich politischen Verkehrsformen. In diesen Lebensfeldern leben Menschen im Modus der Alltäglichkeit. Sie ist bestimmt durch ihre Ambivalenz. Zum einen finden Menschen sich in ihrer Lebenswelt in der Unmittelbarkeit ihrer Erfahrungen, in der Überschaubarkeit ihrer räumlichen und zeitlichen Verhältnisse und ihrer sozialen Bezüge. Hier suchen sie die sich stellenden Aufgaben pragmatisch zu erledigen, hier erfahren sie im Vertrauten und Gewohnten Selbstverständlichkeit und Verlässlichkeit. Hier brauchen sie Anstrengung und Energie, um diese Aufgaben zu bewältigen, sie haben darin, dass dies gelingt, ihren Stolz. Auf der anderen Seite erfahren Menschen in diesen Verhältnissen, – bestimmt ebenso durch die gesellschaftlich vorgegebenen Strukturen wie durch die individuellen Konstellationen in ihrer Lebenswelt – Abgrenzung und Ausgrenzung, Erwartungen und Enttäuschungen. Ihre Erfahrungen sind bestimmt vom „Hunger“ (Bloch) nach einem Leben, in dem sie ohne Angst und Unzulänglichkeiten sich in ihren Gestaltungsmöglichkeiten als Subjekt ihrer Verhältnisse erfahren könnten. Ihre Erfahrungen sind, in der kritischen Alltagstheorie und mit Kosik gesprochen, bestimmt in der Spannung von Pseudokonkretheit und Praxis. In dieser Dimension von Erfahrungen gesehen sind die AdressatInnen der Sozialen Arbeit Repräsentanten der in der lebensweltlichen Erfahrung verbürgten Sicherheit in der alltäglichen Lebenswelt ebenso wie ihrer Unzulänglichkeiten und der Hoffnungen auf einen gelingenderen Alltag.

Auf die Erfahrungen von Unzulänglichkeiten und Hoffnungen reagiert unser (neuzeitlicher) Bildungs- und Sozialstaat, indem er seinen allgemeinen Anspruch an soziale Gerechtigkeit konkretisiert in rechtlich gesicherten Programmen und in institutionellen und professionell organisierten Hilfsangeboten. Sie sind – als Konkretisierung der Gestaltungsaufgabe in den realen Verhältnissen – bestimmt durch die Intention, in den Schwierigkeiten des Alltags Hilfen so zu vermitteln, dass diese im Horizont sozialer Gerechtigkeit kompensiert oder überwunden werden, dass in der Arbeit an Verhältnissen und Kompetenzen die Kränkungen und Hoffnungen aufgegriffen und angegangen werden und so Menschen ihre Ziele eines gelingenderen Alltags realisieren können.

Auch diese institutionellen und professionellen Arrangements aber sind in sich widersprüchlich. Sie sind bestimmt durch die Macht gesellschaftlicher und politischer Interessen, die im Kampf mit den Demokratisierungstendenzen der Gesellschaft liegen. Sie sind ebenso bestimmt durch die Einschränkungen, die den Charakter von Institutionen ausmachen, indem sie sich – selbstreferentiell – auf die Realisierung ihrer eigenen Programme beziehen, die Probleme ihrer AdressatInnen in die Sprache dieser Programme übersetzen und darin immer in Gefahr stehen, sie zu schematisieren, zu verfremdenden und zu enteignen.

Das Verhältnis von lebensweltlichen Erfahrungen und Erfahrungen in der professionalisierten Sozialen Arbeit kompliziert sich in den gesellschaftlichen Konstellationen unserer Zeit der zweiten reflexiven Moderne. Die lebensweltlichen Erfahrungen sind im Zeichen von neuen gesellschaftlichen Spaltungen, von sich verbreiternden Zonen der Exklusion und Ausgrenzung ebenso belastet wie im Zeichen von Individualisierung und Entgrenzung der alltäglichen Lebensverhältnisse. Die in allen Alltagserfahrungen gegebene pragmatische Komplexität steigert sich zur Unübersichtlichkeit. Lebensbewältigung sowie Entwurf und Realisierung einer eigenen Lebenslinie werden zunehmend anstrengend. Sie werden zum Entwurf ins Offene, zu Abenteuer und Risiko. Auf der anderen Seite wachsen in unserer Gesellschaft die Institutionen von Bildung und sozialer Arbeit, sie differenzieren und spezialisieren sich und beanspruchen zunehmend mehr Raum, Zeit und Energie im Leben und in den Erfahrungen ihrer AdressatInnen. Dies verstärkt die in aller Institutionalisierung angelegte Tendenz der Selbstreferentialität. Die Widersprüchlichkeit, die Spannung in den Erfahrungen der AdressatInnen zwischen Lebenswelt und Institutionalisierungen wächst.

In dieser Situation ergeben sich sehr unterschiedliche Möglichkeiten, die Erfahrungen der AdressatInnen zu profilieren. Die Einen akzentuieren die Macht der institutionalisierten Professionalität und ihrer, trotz aller behaupteten Demokratisierungsententionen, die Realität bestimmenden Enteignungsstrategien; die Stimme der AdressatInnen ist dann die Stimme der unterdrückten lebensweltlichen Erfahrungen, die Stimme des Protests gegen die Enteignung, und vielleicht der Versuche, sich in den Vorgaben der Institutionen subversiv zu behaupten. – Andere akzentuieren dagegen Chancen und Gewinn der institutionellen Angebote, die die lebensweltlichen Unzugänglichkeiten aufgreifen, kompensieren und vor allem die in der Moderne gesellschaftlich nötigen abstrakt komplexen Kompetenzen vermitteln und so Menschen in Stand setzen, den Anforderungen der heutigen anspruchsvollen Arbeits- und Sozialwelt entsprechen zu können; diese Position wird vor allem auch in der Praxis einer sozialpolitischen und sozialpädagogischen Diskussion vertreten, die auf die Leistungen und Möglichkeiten

in den Institutionen sieht und daneben den Bereich der lebensweltlichen Erfahrungen als selbstverständlich gegebene Voraussetzung nicht besonders beachtet; sie sieht ihn oft gar nicht.

Beide Positionen scheinen mir in ihrer Einseitigkeit nicht adäquat und der gegebenen vielschichtig widersprüchlichen Situation nicht gerecht zu werden. Ich gehe von einer Sozialen Arbeit aus, wie sie in unterschiedlichen Konzepten einer lebensweltorientierten oder subjektbestimmten oder kritisch professionell orientierten Sozialen Arbeit entworfen wurde und die versucht, die in der heutigen Situation angelegten Widersprüche ebenso in den lebensweltlichen Erfahrungen wie in den Möglichkeiten der Sozialen Arbeit aufzugreifen und füreinander produktiv zu machen.

Nun bin ich mir durchaus bewusst, dass und wie solches Reden verhänglich ist, verführt es doch nur allzu leicht dazu, die Härte von Widersprüchen einzuebnen und zu entschärfen. Dieser Einwand – der in der derzeitigen sich so drastisch verhärtenden gesellschaftlichen Situation so naheliegend ist (ich werde zum Schluss darauf eingehen) – kann gegen die Strukturen und ihre Gegebenheiten nicht gelten, muss aber dafür sensibilisieren, die Härte der Konflikte festzuhalten, Vermittlungen nicht als Vereinheitlichung zu verstehen, sondern als Geflecht von Bezügen, als Relationierung von vielfältigen Widersprüchlichkeiten in einem vielgliedrig schwierigen Gefüge.

Es geht also darum, die AdressatInnen ebenso in den Erfahrungen ihrer Eigensinnigkeit und Bewältigungsleistung zu respektieren wie die darin gegebenen Schwierigkeiten und Optionen aufzugreifen und gesellschaftlich und individuell verträgliche Lösungen im Horizont sozialer Gerechtigkeit zu stärken und zu entwickeln. Die Institutionen der Sozialen Arbeit müssen sich an diesen lebensweltlichen Erfahrungen orientieren, also zugleich Respekt und Kritik an den gegebenen lebensweltlichen Erfahrungen praktizieren und von da aus ihre professionellen und institutionellen Handlungsmuster bestimmen, die sie zugleich als Hilfe und als Gefährdung, ja Verhinderung von Hilfe sehen müssen.

Dies war und ist das Programm der neueren Sozialen Arbeit. Dass die Frage nach den AdressatInnen und ihrer Stimme heute so ausdrücklich in den Mittelpunkt der Diskussion gerückt wird, scheint mir Indiz dafür, dass dieses Programm einstweilen nur sehr bedingt eingelöst werden konnte. In der sich differenzierenden und etablierenden Sozialen Arbeit stand in den letzten Jahrzehnten der Ausbau der institutionellen und professionellen Arbeitsprogramme im Vordergrund. Hier ist eklatanter Nachholbedarf gegeben.

Die Erfahrungen der AdressatInnen konkretisieren sich in spezifischen Formen der Interaktion, sie müssen in ihrer Eigenart der Lebensdarstellung gesehen

werden; es braucht aber auch Anstrengungen, dass sich Professionelle aus ihrem Status heraus auf das einlassen können, was die AdressatInnen erfahren und berichten, um von da aus ihre besonderen Aufgaben wahrnehmen und produktiv gestalten zu können.

Das Profil der Adressatenerfahrung

Die Stimme der AdressatInnen ist selbstverständliches Moment jeder pädagogischen Kommunikation. AdressatInnen äußern sich zu allem, was vorkommt, zu Alltagsgeschäften, zu Beziehungen, zu Gefühlen, zu Aufgaben, sie äußern sich in vielfältigen nichtformalen Settings, in Gesprächen nebenher, in der Unterhaltung in der Gruppe, in intensiven Einzelgesprächen, sie äußern sich ebenso in inszenierten, formalisierten Gesprächssituationen. Sie äußern sich schließlich und vor allem immer wieder zu dem, was sie außerhalb der pädagogischen Einrichtung – also in der Schule, in der Arbeit, in den Beziehungen – erleben und ebenso zu dem, was sie früher erlebt haben. Diese Äußerungen verweisen auf ihr Verständnis von ihrem Leben, auf ihre Selbstdeutung, auf ihre Lebensgeschichte, wie sie sich im Durchgang durch unterschiedliche Erfahrungen aufgeschichtet hat. Im Durchgang durch die Erfahrungen in den verschiedenen Lebensfeldern der Alltäglichkeit bildet sich die Geschichte des menschlichen Lebens, die Biografie; es bilden sich Lebensthemen aus, also die Hierarchie von Dringlichkeiten und Bedeutsamkeiten und jene Wahrnehmungs- und Handlungsstrategien, die die Bewältigung der sich stellenden Aufgaben bestimmen und die Erwartungsmuster in Bezug auf Selbstachtung und Selbstzweifel, auf Erfolg oder Misserfolg, auf Können und Nichtkönnen bestimmen. So konturiert sich das Bild, das der Mensch von sich selbst hat, seine Identität. Es ist der Hintergrund der vielfältigen Äußerungen in den unterschiedlichen Situationen; auf sie, die Erzählung, will ich mich im Folgenden beziehen, sie steht – als gleichsam verdichtete, geronnene Form der Lebenserfahrung – in und hinter den vielfältigen Äußerungen.

Ehe ich mich aber darauf einlasse, scheinen mir zwei Vorbemerkungen wichtig. Versuche, Strukturen in der Gestaltung der Biographie herauszuheben, haben immer auch etwas Vermessenenes. Das Leben, so heißt es bei Arthur Schnitzler, ist ein Abgrund. Überlegungen zur Strukturierung von Biographie bleiben vorläufige Hilfskonstruktionen, die bestenfalls als heikle Stege verstanden werden können, auf denen man sich in Wasser und Sumpf so bewegen kann, dass man auf sie heraus sehen und ihre Eigentümlichkeiten ahnen kann. – Und: Erzählung setzt Kompetenz zum Erzählen voraus. Diese aber ist bei den Menschen nach individuellen Möglichkeiten, vor allem aber nach klassen- und milieube-

dingten Voraussetzungen unterschiedlich ausgeprägt. Vielen fehlt eine passende Sprache, viele finden, zugedeckt durch Not und Klischees, nicht zu ihrer eigenen biographischen Erfahrung.

In der Erzählung gewinnt die biographische Arbeit noch einmal ein eigenes, durch die Struktur des Erzählens bedingtes Profil. Arbeit an der Biographie ist Anstrengung um Kohärenz im Offenen und Widersprüchlichen. Darin folgt sie unterschiedlichen Mustern, analog wohl zu den aus der Literatur bekannten Mustern des Romans, der Novelle oder des Theaterstücks in seinen verschiedenen Formen der Tragödie, der Komödie oder der Groteske als Mischung aus beiden, wie sie Dürrenmatt als Form geprägt hat. In dieser Arbeit ist das Bild des Lebens nicht konstant, es entwickelt sich, die Biografie zeigt sich als Biographizität. Das Bild ändert sich, indem sich der Standpunkt ändert; ein junger Mensch spricht anders von seinen Kindheitserfahrungen als ein älterer. Es ändert sich ebenso, indem sich Menschen über sich austauschen, ihre Erfahrungen vergleichen, abgleichen, gegen andere ausweisen. Und der Mensch erzählt sich sein Leben so, dass er mit ihm einverstanden sein kann, dass er sich in ihm achten kann. „Meine Erinnerung sagt, wie es gewesen ist, mein Gewissen, wie es hätte sein sollen“ formuliert Nietzsche. Die Analysen Goffmans („Wir alle spielen Theater“ und „Stigma“) beschreiben diese Strategien der Selbstdarstellung und die Anstrengungen, das, was ihre Anerkennung gefährden könnte, zu verbergen in phänomenologisch subtiler Eindringlichkeit. Die Arbeit am Stigma-Management, also dem Verbergen und Kompensieren eines Makels, konkretisiert sich auch in der Analyse jener Normalisierungsstrategien, mit denen Menschen das, was ihnen von der Gesellschaft als unzumutbar zugerechnet wird, vor sich und der Gesellschaft rechtfertigen und vertuschen. Und schließlich: Indem die Erzählung sich auf die Anstrengungen der Lebensbewältigung konzentriert, betont und akzentuiert sie die zur Lebensbewältigung notwendigen subjektiven Anstrengungen. Was Heine – salopp – für die enttäuschte Liebe formuliert: „Es ist eine alte Geschichte, und ist doch immer neu, und wem sie gerade passierte, dem bricht sie das Herz entzwei“ lässt sich für die biographische Erzählung übernehmen: Indem jeder sein Leben bewältigen und erzählen muss, ist es für ihn eine einmalige, nur von ihm zu erbringende Leistung; inwiefern er darin bedingt ist durch gesellschaftliche Vorgaben und Traditionen und in Mustern agiert, in denen schon viele agiert haben, kann ihn nicht interessieren; ihre Darstellung ist in biographischen Erzählungen oft erstaunlich unterrepräsentiert. (In Untersuchungen zur Heimerziehung (Jule 1998) haben wir konstatiert, dass man von den Jugendlichen wenig bis nichts über den institutionellen Apparat – das Jugendamt, die Einweisungs-

prozeduren, die rechtlich institutionellen Abklärungen – erfährt. Für sie zählt das unmittelbare Erleben, also Erfahrungen mit ErzieherInnen im direkten Umgang.)

AdressatInnen erzählen – wenn sie ihr Leben in der Sozialen Arbeit, also als deren AdressatInnen, darstellen – oft im ausdrücklichen Bezug darauf und in unterschiedlichen Akzentuierungen. Sie können es als ein Leben erzählen, das vor allem durch Enttäuschungen, durch vergebliche Anstrengungen, zurande zu kommen, durch Kränkungen, Überforderungen und Resignation bestimmt ist. Die Selbstdarstellungstendenzen, wie sie für alle Selbstdarstellungen gelten, spitzen sich spezifisch zu. Indem die Menschen sich nun in der Sozialen Arbeit vorfinden, müssen sie sich eingestehen, dass ihnen ihr Leben nicht gelungen ist. Das Faktum, Adressat der Sozialen Arbeit zu sein, ist für viele kränkend und provozierend. Mich irritiert und beschäftigt immer wieder, wie wenig diese Ausgangslage in der Diskussion pädagogischer Kommunikation berücksichtigt wird: Es scheint, also ob Pädagogen, überzeugt und beschäftigt damit, Hilfs- und Unterstützungswege zu finden, ihren AdressatInnen gleichsam unterstellen, dass sie sich als hilfsbedürftig und -bereit darstellen; gerade dies aber ist oft nicht der Fall. Pädagogische Begegnungen sind immer wieder – und vor allem im Beginn – dadurch gekennzeichnet, dass AdressatInnen versuchen abzutasten oder auszuloten, was ihnen die Kommunikation bringen kann, und ob es sich lohnt, sich einzulassen. In der Jugendarbeit ebenso wie in der Heimerziehung ergeben sich so oft dramatische, provozierende Auseinandersetzungen und im Umgang mit jugendlichen Wohnungslosen, ebenso wie mit gewaltbereiten Menschen ist die Soziale Arbeit mit Menschen konfrontiert, die ihr nicht trauen, die – im Ergebnis vieler Enttäuschungen und oft auch fehlgeschlagener pädagogischer und psychiatrischer Interventionen – nichts mit ihr zu tun haben wollen; es fehlt die Möglichkeit einer elementaren Verständigung. (Die Kategorie des Widerstandes, die, aus der Psychoanalyse übernommen, gern benutzt wird, entfaltet hier eine verhängnisvolle Kraft der Selbstimmunisierung der Pädagogen.)

Es gibt auch andere Akzente. Die AdressatInnen können versuchen, Schwierigkeiten, Ausweglosigkeiten, Situationen der Scham und Schuld zu überspielen, sie können aber auch und gerade entgegengesetzt versuchen, die eigene Situation als die des überforderten Opfers zu stilisieren. Sie können versuchen, die eigene Situation gleichsam sozialarbeitsgerecht darzustellen, also in jenen Kategorien und Deutungsmustern, die ihnen Unterstützung und Hilfe versprechen; es ist nicht selten frappant zu erleben, wie sehr vor allem erfahrene „Kunden“ der Sozialen Arbeit dieses Spiel beherrschen. Schließlich können sie die ausdrückliche Selbstdarstellung auch verweigern. Nicht zuletzt können sie ihr Leben als Ge-

Adressaten, Nutzer, Agency

Akteursbezogene Forschungsperspektiven in der
Sozialen Arbeit

Graßhoff, G. (Hrsg.)

2013, VII, 338 S. 7 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-531-18300-8